

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zum Bezirks-Blatt

für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl. Amtsgerichtsbezirke Böhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von E. Rühlmann in Böhr.

F. Ronfort:

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Blich.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Frau Selberg sah den Maler mit blühenden Augen an. „Aus Ihrem Munde lasse ich mir so ein Lob gefallen! Dafür danke ich Ihnen!“ Sie reichte ihm die Hand. Und er schob behutsam den Streifen des Handschuhs ein wenig zurück und küßte das Handgelenk. Sie blickte es lächelnd. „Doch kommen wir nun zur Sache. Also wann können wir mit der Sitzung beginnen?“ „Wenn es Ihnen recht ist, gleich morgen.“ „Sehr gut. Und die Zeit?“ „Sagen wir um zwölf Uhr, wenn Ihnen das angenehm ist.“ „Ausgezeichnet. Also auf morgen denn.“ Er gab ihr dann noch einen Rat betreffs des Kleides, in dem

er sie malen wollte, und dann ging sie hinaus, von ihm bis zur Tür des Ausgangs begleitet. Sinnend sah er ihr nach. Im Grunde seiner Seele belächelte er sie, dennoch aber war etwas an ihr, was ihn fesselte, das fühlte er nun ganz deutlich.

„Du hattest ja Damenbesuch“, sagte seine Frau, als er hinüberkam ins Wohnzimmer.

Mit komischer Wichtigkeit nickte er: „Und was für welchen! Sehr vornehme Erscheinung. Sie wird übrigens jetzt jeden Tag kommen.“

„Ah, wieder ein Porträt bestellt?“

Fröhlich bejahte er.

„Du arbeitest zu viel, lieber Bruno“, mahnte sie.

„O nein, mein Schatz, ich könnte sogar noch viel mehr schaffen, meinethalben könnten gern noch zwanzig Aufträge kommen.“

„Aber wozu diese Hast?“

Er legte den Arm um sie und zog sie in die Sofaecke, dann begann er: „Mein Kind, das ist eine eigene Sache, die du vielleicht nicht ganz so verstehen wirst. Sieh mal, jetzt bin ich Mode geworden, und da tue ich gut, meine Zeit zu nützen, denn unser Publikum ist voller Launen, alle paar Jahre muß es einer neuen Verführung zujubeln. Also so lange ich noch der Held des Tages bin, muß ich sehen, meine Schäfchen zu scheren, damit unsere Zukunft etwas gesichert ist. Siehst du, deshalb die Hast, wie du es nennst.“

Sie umfaßte ihn und bat: „Und ich muß darunter am meisten leiden, denn ich habe so gut wie gar nichts mehr von dir. Am Tage sitzt du unausgesetzt vor der Staffelei, und abends find wir in Gesellschaft. Für uns selbst haben wir kaum mehr eine einzige freie Stunde.“

Lächelnd streichelte er ihre Hände. — „Ja, mein lieber Schatz, daran ist nun nichts zu ändern, wenigstens vorerst nicht. Früher,

als ich Junggeselle war, da kümmerte ich mich den Teufel um die Gesellschaft, da hatte ich für mich allein zu sorgen, und was ich für mich brauchte, das erwarb ich mir schon; jetzt aber ist die Sache anders, nun habe ich ein Frauchen, und hoffentlich schenkt uns der Himmel auch noch einen Erben, da muß ich also mit ernstesten Augen in die Zukunft blicken, jetzt habe ich Verpflichtungen.“

„Und unser traulich stilles Glück geht dabei elend verloren“, klagte sie weiter.

„Das tut es nicht! Freilich, mein Schatz, Berlin ist nicht Arco, solch ein Idyll gibt es hier in der geräuschvollen Hauptstadt nicht. Aber deshalb verlieren wir uns doch nicht! Und schließlich dauert ja auch dieser ganze Trubel gottlob nicht ewig. Sowie ich genug habe und unsere Zukunft ein wenig sichergestellt ist, höre ich auf, dem Erfolg nachzujagen, — dann ziehen wir uns irgendwo in



Aus den französischen Vogesen: Ein Laufgraben, der durch Hausrüinen führt. Phot. M. Wipperling.

ein stilles, kleines Nest zurück, leben nur uns und unserem Gluck,
und dann male ich wieder wie früher, wenn Lust und Stimmung
mich dazu treiben.“ Er umfaßte und küßte sie innig.

10.

Ein Brief von Werner kam. Er war jetzt in Vopen und wollte
den schönen, sonnigen Herbst noch ausnützen, um fleißig zu malen.
Vor Anfang des Winters würde er wohl kaum zurückkehren.

Als Bruno den Brief las, wurde er nachdenklich. Was heißt
das? Was hält ihn so lange fern? Er sann und grübelte, aber
er fand keine Erklärung dafür. Und schließlich gab er es auf.
Jetzt fehlte ihm der Freund ja auch nicht mehr so sehr, jetzt hatte
er ja mit seinen neuen Arbeiten so vollauf zu tun, daß ihm kaum
für anderes noch freie Zeit blieb. So steckte er den Brief ein
und ging an die Arbeit.

Zur gewöhnlichen Stunde kam der Konsul.

Bruno dankte ihm für die neue Empfehlung.

Leichtsinig sagte Bertram: „Empfehlung? Ach so, die schöne
Frau Selberg? Na, wie gefällt sie Ihnen? Eine raffige Per-
son, wie? Voll Temperament bis in die Fingerspitzen.“

„Ja, eine sehr interessante Dame.“

„Mehr als das, mein Lieber! Abgesehen will ich Ihnen ver-
raten, daß sie sehr für Sie schwärmt.“

„Das hat sie mir gestern selber schon gesagt“, erwiderte Bruno
und nahm lächelnd die Palette auf.

Und während der Konsul seine Stellung auf dem Podium
annahm, sagte er geheimnisvoll und mit halblauter Stimme:
„Aber ich kann Ihnen noch mehr verraten — die Frau ist ver-
liebt in Sie — ja wohl, ernsthaft verliebt!“

„Ah, Sie scherzen, Herr Konsul“, erwiderte der Maler, indem
er die Farben auftrug.

„Durchaus nicht, Teuerster. Ich weiß es ganz genau.“

„Hat die Dame es Ihnen denn gesagt?“

„Natürlich hat sie es getan, wenn auch nicht so direkt mit
nackten Worten, aber sie hat sich bei mir genau über Sie und
Ihr Leben erkundigt, und da sie nicht wußte, wie sie Ihnen näher
kommen konnte, gab ich ihr den Rat, sich von Ihnen malen zu las-
sen. So, was sagen Sie jetzt? Meine ich es nicht gut mit Ihnen?“

Lächelnd dankte Bruno, malte aber schweigend weiter.

Um so lebhafter dagegen wurde nun der Konsul: „Alles,
was an Photographien von Ihnen zu haben ist, hat sie sich schon
angeschafft. Eine ganze Bruno Paulsen-Galerie besitzt sie schon.
Nun, was sagen Sie denn dazu?“

„Oh, es ist äußerst schmeichelhaft für mich.“

„Ich bin überzeugt, daß wenn Sie noch ledig wären, Frau Sel-
berg Ihnen morgen einen regelrechten Heiratsantrag machen würde.“

Stumm lächelnd arbeitete Bruno weiter.

„Lachen Sie nicht, Meister, es ist mein Ernst. Abgesehen
wäre das keine schlechte Partie. Die Dame ist immens reich, und
sie hat doch auch wohl alle Qualitäten einer Künstlerfrau.“

„Weiter meinte Bruno: „Aber ich kann mich doch nicht gut
jetzt schon wieder scheiden lassen.“

Bertram überhörte das. Interessiert fuhr er fort: „Abgesehen
gibt es noch mehr Damen, die für Sie schwärmen. Sie aber
scheinen gar keine Augen dafür zu haben.“

„Ich bin kein Jüngling mehr. Wäre ich zehn Jahre jünger,
würde ich vielleicht noch für eine Dummheit zu haben sein.“

„Ach herrje! Fehlt bloß noch Schlafrock und Kappchen und
der Großpapa ist fertig! Nein, Teuerster, die Pose glaube ich
Ihnen denn doch nicht!“

Bruno lächelte ein wenig geschmeichelt.

Und Bertram betrachtete ihn genau und prüfend. Er hatte
das Gespräch mit guter Absicht auf dies Thema gelenkt. Und
als er nun sah, daß er nicht umsonst gesprochen hatte, lächelte
er innerlich und dachte: Eitel sind sie doch alle, selbst die Größten.
Von nun ab führte Bertram, da er vorläufig seinen Zweck erreicht
zu haben glaubte, das Gespräch auf ein anderes Gebiet über...

Um zwölf Uhr kam Frau Doktor Selberg.

Und heute sah Bruno sie mit anderen Augen an. Die Worte
des Konsuls klangen noch immer in ihm nach.

„Nun, sind Sie mit meiner Kleidung zufrieden?“ fragte sie,
als er ihr galant den Mantel abnahm.

Ein „Ah!“ der Bewunderung entrang sich ihm ganz un-
willkürlich, als er sie in dem eleganten Kleide vor sich stehen sah.

„Nun, gefalle ich Ihnen oder nicht?“

„Entzückend sehen Sie aus, meine Gnädigste!“

Lachend rief sie: „Es ist zwar eine Schmeichelei, aber ich
will annehmen, daß sie echt ist.“

„Das dürfen Sie auch!“

Kostet hielt sie ihm die Hand hin, die er küßte.

Immer noch sah er sie prüfend und bewundernd an.

Sie verstand seinen Blick, doch ganz harmlos fragte sie: „Was
müßten Sie mich denn so?“

Da nahm er sich zusammen, verbarg sein Interesse und er-
widerte: „Ich denke eben nach, wie ich Sie am besten stelle.“

Fröhlich rief sie: „Ach, malen Sie mich recht schön, ja bitte!“
Er lächelte. — „Ich brauche Sie nur zu malen, wie Sie sind.“

„Sie sind ein Schmeichler, teurer Meister!“

„Durchaus nicht.“

„Sogar ein ganz gefährlicher!“

„Durchaus nicht! Viel gefährlicher sind diejenigen, die solche
Schmeicheleien stumm ausbrüten.“

Ihre Blide trafen sich wohl einen Augenblick lang.

Dann führte er sie aufs Podium und gab ihr die Stellung
an. Und die Arbeit begann.

Kein Wort mehr sprach Bruno.

Endlich fragte sie: „Muß ich denn auch immer den Mund
halten? Das ist ja ganz unheimlich.“

Lächelnd versicherte er: „Im Gegenteil, sprechen Sie nur
immerzu, damit nichts Starres ins Gesicht kommt.“

„Um Gotteswillen keinen starren Ausdruck!“ rief sie hastig
und wandte den Kopf um.

Da trat er still lächelnd zu ihr, drehte ihr den Kopf wieder
in die richtige Stellung, wie er ihn zu dem Bilde brauchte, und
sagte: „Neden können Sie, soviel Sie wollen, aber still sitzen
müssen Sie unbedingt.“

„Verzeihung! Von nun an werde ich brav sein; Sie sollen
zufrieden sein mit mir.“

Und wirklich, so schwer es ihr auch wurde, sie saß ganz still.
Aber das Sprechen konnte sie nicht lassen. Fast ununterbrochen
plauderte sie mit Geist und Wit von allen möglichen Dingen,
daß es ihn oft weidlich ergözte.

Aber länger als eine Stunde hielt sie es nicht aus.

Doch er war zufrieden. Täglich eine Stunde war auch genug.
Als sie ging, schieden sie bereits wie gute Freunde; — lange
und heiß küßte er ihre Hand.

Und dann sah er ihr nach, solange er sie sehen konnte, ganz
in Gedanken versunken sah er ihr nach.

Er hörte nicht einmal, daß seine Frau eintrat; erst, als sie
seinen Namen nannte, schrak er zusammen, wie wenn er auf
unrechten Wegen ertappt wäre.

Ein wenig erstaunt sah sie ihn an. — „Was hast du denn?
So kenne ich dich ja gar nicht. Ganz verlegen bist du ja.“

Er wollte seinen Schreck mit Gewalt totschweigen, und burschi-
tos lachend rief er: „Nichts habe ich, Schatz! Ich freue mich nur,
daß ich auf der Welt bin, und daß es uns so gut geht!“ Und er
umfaßte sie und drehte sie wie einen Kreisel herum, dann fing
er sie auf und küßte sie hastig ab.

Ganz erschrocken sah sie ihn an. Was war denn nur geschehen?
Noch nie hatte sie so etwas an ihm erlebt.

Ihr Erwachen erfreute ihn. Lustig fuhr er fort: „Aber so
mache doch kein so zaghaftes Gesicht! Freue dich doch mit mir!
Sind wir denn nicht glückliche Menschen?“ Und wieder küßte er sie.

Sie aber, mit dem Feingefühl reiner Naturmenschen, sie
empfand deutlich, daß in den Liebstojungen die echte, feusche
Liebe fehlte, sie fühlte es sofort, daß in ihm etwas lebte, das er
ihr verheimlichen wollte. Schweigend ertrug sie es, aber in
ihrer Seele war es wie ein stilles Weinen. —

Jeden Tag pünktlich um zwölf Uhr kam die schöne Frau.

Schnell und gut ging die Arbeit vonstatten, so daß Bruno
ganz glücklich war. Und mit jedem Tage wurden sie bessere
Freunde. Schließlich machte sie gar kein Hehl mehr aus ihrer
Schwärmerei für ihn. Er jedoch, so sehr ihn ihre pitante Schön-
heit und ihr raffiges Temperament reizten, er hielt noch immer
an sich und war ihr nichts mehr als ein guter Freund.

Eines Tages, als er schweigend malte, verglich er sie in Ge-
danken mit seiner Francesca. — Welch ein Unterschied zwischen
diesen beiden Frauen! Dort die schlichte Einfachheit und die
fast feusche, ruhige Schönheit eines reinen Naturfindes, und hier
die Dame von Welt, ein Produkt unserer hypermodernen Kultur,
ein Wesen voll Pikanterie und Temperament, nervös bis in die
Fingerspitzen, voll von tausend Launen und tollen Einfällen,
aber immer geistvoll und witzig interessant.

Und beide, beide liebten sie ihn.

Unwillkürlich fühlte er sich geschmeichelt und strich sich lächelnd
über seinen jetzt so wohlgepflegten Bart.

Blötzlich rief die schöne Frau: „Sagen Sie mal, Meister,
weshalb führen Sie mich denn eigentlich nie zu Ihrer Frau?“

Erstaunt sah er sie an. „Liegt Ihnen daran?“

„Aber natürlich! Ich brenne darauf!“

„Gut, morgen werde ich mir erlauben, Sie zum Frühstück
zu bitten.“

„Angenommen! Ich werde kommen!“

Schweigen.

am Fenster und sah hinüber nach dem Nachbarhause — als müßte
ihz dieses Kunde geben von dem Fernen. —

Die Töne waren verklungen, aufsteigend wollte Magda vom
Fenster zurücktreten — da stuzte sie! Die Tür des Nachbarhauses
öffnete sich, und Karls Vater trat heraus — und kam mitten über
die Straße — gerade auf ihr Hänschen zu. Ein heißer Schred
durchzitterte das Mädchen — was wollte der bei ihnen? Noch
nie hatte der reiche Nachbar ihre Schwelle überschritten.

Nun hörte sie ihn nebenan mit der Mutter sprechen — eine
Kunde brachte er wohl, eine Kunde. — Wildes Schluchzen
peitschte ihren Körper, die Hände krampften sich ineinander —
aber kein Gebet kam über die Lippen. Gott — dessen Vatergüte
sie so fest vertraute — hatte das Unfassbare doch zugelassen. —

Man rief ihren Namen, zuerst bäumte sich alles auf in Magda —
sie wollte ihn nicht sehen, den harten, stolzen Mann — und stand
dann doch sofort vor ihm — er brachte ja Kunde von Karl!

Ernst und traurig schaute der alte Mann
in die kindlich-weichen, süßen Züge des
jungen Mädchens. Schwer wurde ihm das
Reden, der Mutter gegenüber war es viel
leichter gewesen.

Aber schon nach seinen ersten Worten
jubelte es ihm von den zudenden Lippen
entgegen: „Er lebt, Vater — er lebt! Ich
darf zu ihm, darf ihn vielleicht pflegen!“

Ehe es der alte Herr hindern konnte,
hatte sie seine Hand ergriffen und küßte sie
so dankbar und innig, als hätte er ihr eben
ein Märchenglück verheißen. Der alte Mann
seufzte tief auf: „Magda — du hast mich
wohl nicht recht verstanden, blind ist Karl
— blind haben sie ihn geschossen — meinen
schönen, stolzen Jungen. Nun verlangt er,
daß du ihm entsagen sollst, er will nicht deine
frische Jugend an einen Blinden setzen.“

„Blind“ — leise zitterte das Wort von
Magdas Lippen — nie mehr soll er die
schöne Welt sehen, nie mehr die Sonne —

Bärtlich streichelte der Vater über das
blonde Haar, er hoffte ja so viel von die-
sem jungen Geschöpf, würde Magda seine
Hoffnungen erfüllen — und würde sie den
dornenvollen Weg gehen, um seinem Jungen
das Leben wieder Licht zu machen? —

Da hob sie das Köpfchen. „Vater,“
flüsternd die zudenden Lippen, „laß mich
zu ihm, vielleicht hat das Leben doch noch
etwas Sonne für ihn.“ —

Ein tiefes Dankgefühl erfaßte den alten Mann, wie unendlich
beschämt küßte er sich diesem schlichten jungen Mädchen gegenüber.
Dankbar folgte er Magdas Hand und führte sie über die Straße.
Die Freitreppe des alten Patrizierhauses stiegen sie empor —
wild begann Magdas Herz zu schlagen — Karl, war er hier — war
er schon daheim?

Und dann stand sie in dem leicht verdunkelten Zimmer, durch
das zitternd und scheu die Sonnenstrahlen zuckten, gleichsam als
wüßten sie, daß für sie hier kein Platz sei, daß wenigstens der tod-
blaße junge Soldat dort keinen Teil an ihnen hatte.

Wie mit tausend Schwertern schnitt es durch Magdas Seele —
seine Augen, seine schönen, frohen, blauen Augen — nie mehr
würden die ihr entgegenleuchten in inniger heißer Liebe. —

Teilnahmslos hob Karl Bertram den Kopf, dann lauschte er,
das war ein anderer Tritt, der sein Krankenzimmer noch nicht
betreten hatte, und der ihm so vertraut und heimlich klang — wie
eine Erinnerung an ferne künftige Tage. —

Und dann hatte er sie erkannt — sein Lieb, seine Magda —
aber leise abwehrend hob er die Arme: „Geh, geh, Liebling, das
sollte ja der Vater gerade verhindern, ich wollte dich nicht mehr
sehen — ach, sehen.“ — Er schwieg. —

Aus Magdas Augen aber fielen lautlos geweihte Tropfen. Sie
nierte an seiner Seite nieder, küßte seine schönen, schlanken Hände
— und unaufhaltsam rieselten ihre Tränen darauf und nahmen
fort Jammer und Graus — und all das Elend, das sich in seiner
Seele aufgespeichert hatte und sie langsam vergiften wollte.

Und ganz leise und heimlich fing es in seinem Innern an zu
singen — von fernem, schönen Tagen, in denen es auch für ihn
noch etwas Sonne geben würde, Sonne, die das Glück in seine
armen, lichtlosen Augen gießen würde. —

Die Tage schwanden, der starke, kräftige Körper redte sich wie
in gebundenen Tagen, nur beim Gehen merkte man sein Gebrechen
an dem schwanke Gang, der aber von Tag zu Tag sicherer
wurde. Auf Magdas Arm gestützt, besuchten sie alle Plätzchen, an

denen sie als Kinder getollt und geliebt hatten. Und allmählich
begannt Karl Bertram wieder Lebensmut zu schöpfen — er war
ja auch nicht zur Untätigkeit verdammt — die Hände, die die
Lasten so wunderbar zu meistern verstanden, waren ihm geblieben.
Noch etwas anderes aber kam dazu und machte ihm das Leben
begehrter — die vielen Bilder — erbarmungslosster Grau-
samkeit und aufopferndster Kameradschaft, wie sie ihm der Krieg
täglich gezeigt hatte, formten sich zu Worten, die Magda ernst auf-
zeichnete. Schon früher hatte Karl geschrieben — allerhand lustige
Sachen, die viel Anklang gefunden hatten, dieses Werk aber, das
er mit seinem Herzblut schrieb, würde ihn den Dingen anreihen.

So kam endlich der von Magda heißersehnte Tag, der sie zu
seinem Weibe machen sollte. Ernst und feierlich läuteten die
Glocken Magdas Hochzeitstag ein, der Himmel blaute über den
beiden, die Hand im Hand zum Altar schritten. Fest und auf-
recht ging der Bräutigam, kaum merktlich war die Führung durch
die blasse, holde Braut.

Der alte Geistliche, der die beiden fast
vom ersten Kinderschei an kannte, sprach
lieb und gütig zu ihnen von der Liebe, die
nimmer aufhört und alles überwindet.

In seligem Vertrauen drückte Karl Mag-
das Hand, als er die Verheißung hörte:
Ich will dein Steden und Stab sein, ich,
dein Gott — und durch mich das treue
Weib an deiner Seite.

Hohe Selbstüberwindung.

Graf M., einer der tapfersten unter
den tapfern Krieger der polnischen
Republik, war ebenso berühmt durch
seine verwegene Kühnheit in den Kämpfen
mit Russen und Tataren, als durch seinen
aufbrausenden Zorn.

Mehrere blutige Zweikämpfe, zuletzt
aber ein trauriger Fall, wo er, obzwar
gereizt, einem Untergebenen den Kopf ge-
spalten hatte, veranlaßten ihn, die Waffe
für immer abzulegen und als Buße das
Gewand des barmherzigen Bruders anzu-
legen, und nachdem er sein sämtliches
Vermögen in milden Stiftungen vermacht
hatte, zog er in bescheidener Demut für
sein Spital bettelnd umher.

In dem glänzenden Saale eines Ho-
tels in Kiew wurde gefaselt, getanzt und
hohes Spiel gespielt. An einem mit Gold

bedeckten Tische saß der junge Graf P., ein leidenschaftlicher, ver-
wegener Spieler. Ihm nähert sich der demütige Mönch und
bittet um eine milde Gabe für seine Kranken.

Der Graf, lächelnd, und in der Erwartung eines großen
Gewinns, schenkt ihm keine Aufmerksamkeit; endlich zupft der
Mönch ihn am Ärmel, wobei er seine Bitte wiederholt und erhält
als Antwort eine Ohrfeige.

Da blitzen die Augen des Mönchs in dunklem Feuer, es
zucken die Muskeln seines gebräunten Angesichts, aber schnell
gefaßt erwidert er demütig: „Das war für mich, Herr Graf, jetzt
bitte ich auch um etwas für meine armen Kranken.“ Tief gerührt
und beschämt entschuldigt der Graf sich und ein Geschenk von zehn-
tausend Dukaten, welches er dem Spital verehrte, bewies, wie
sehr er seine Ungebühr bereute und zu versöhnen suchte. T.

Magdeins Klage.

Und wieder gehen die Winde,
Die wehenden über das Land.
Und wieder blüht unsre Linde,
Die alte, am Mauerrand.

Am Gartenspöckchen der Äldeber
Vor schwellenden Knospen saß bricht.
Die Lerchen voll jubelnder Lieder
Steigen empor ins Licht.

Es klagt das machtvolle: „We, we!“
Des Frühlings wie sonst, wie einst.
Es ist noch die alte Erde,
Mein Herz, doch du klagst und weinst.

Ich wollte, ich könnte wandern
Dahin, wo die blaue See
Umtraufet einen Hügel in Islandern,
Wie tut mir der Lenz so weh!

Josephina Weiskirch.

Unsere Bilder

Der Krieg in den Dolomiten. Weniger Raum als das Flachland
bieten die Berge für den Kampf. Kleiner sind die kämpfenden Massen
und gebundener an Straßen und brauchbares Gelände. In den Tälern und
auf den Pässen stehen die österreichischen Sperrwerke, die, mit allen Mitteln
moderner Technik ausgestattet, dem Sturm des Feindes widerstehen.



Wo ist denn die Bäuerin geblieben?

Er mußte warten.

Indessen sah er sich im Vorraum um und bekam den Eindruck, daß die Wohnung einen gut bürgerlichen Geschmack und solide Wohlhabenheit verriet. Dann kam die Magd zurück und sagte: „Das Fräulein läßt bitten“, wobei sie ihn in den Salon führte.

Als er eintrat und sich umsehen wollte, kam durch eine andere Tür ein junges Mädchen, das ihn erstaunt musterte, aber mit wohlgezogener Manier zum Sitzen einlud und fragte: „Darf ich erfahren, was Sie zu uns führt?“

Er sah sie an mit sicherem Blick und mit unverhelter Bewunderung, denn er fand, daß sie nicht nur jung und hübsch war, sondern daß sie auch einen Zauber echt weiblicher Anmut ausstrahlte, der ihm das Herz pochen ließ.

Endlich begann er: „Ich habe den Mühlbachschen Roman „Aphra Behn“ gelesen, und ich bin dem Zufall dankbar, der mir dies alte Buch in die Hände geführt hat!“

Sie aber nickte nur lächelnd und sagte nichts.

Etwas unsicher begann er wieder: „Sie sehen also, gnädiges Fräulein, daß Sie Ihr Optimismus nicht irreführt hat — es geschieht auch heute noch Wunder — man muß nur daran glauben!“

Darauf erwiderte sie lächelnd: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich verstehe nicht, worauf Sie da anspielen.“

Jetzt bekam er Mut. Mit einer eleganten und sicheren Handbewegung sagte er: „Ich bin der Mutige, gnädiges Fräulein! Und wenn ich Ihnen nicht mißfalle, so ...“ Weiter kam er aber nicht.

Denn sie erhob sich und antwortete artig, aber bestimmt: „Ich glaube, mein Herr, daß hier ein Mißverständnis vorliegt.“

„Aber nein, meine Gnädigste“, beteuerte er. „Ich habe Ihren Zettel gefunden!“

„Welchen Zettel? Ich weiß von keinem Zettel!“

„Was?“ Einen Augenblick sah er sie prüfend an, dann entgegnete er, heiter zwar, aber doch mit einiger Energie: „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das war nun nicht nett! Wenn man schon mal so etwas tut, muß man auch die Konsequenzen seiner Handlung tragen! Oder aber, wenn ich Ihnen denn absolut nicht gefalle, dann gestehen Sie es mir wenigstens offen ein, dann nehme ich meinen Hut und empfehle mich sofort wieder!“

Lächelnd antwortete sie: „Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, hier liegt ein Mißverständnis vor. Ich weiß wirklich von keinem Zettel!“

Nun wurde er mit einem Male feinklaut: „Also hat sich jemand anders mit Ihrem Namen einen sehr schlechten Scherz erlaubt! Hier, bitte, dies Papier fand ich heute in dem alten Roman!“ wobei er ihr das Zettelchen überreichte.

Höchst erstaunt las sie, las wieder, lächelte dann und sagte endlich: „Das ist aber wirklich sehr sonderbar!“

Dann klingelte sie, und als gleich darauf die Magd erschien, gab sie ihr leise einen Auftrag.

Mit einem Bestreben hatte er ihr ganzes Gebaren mit angesehen, in dessen Wagte er nicht zu fragen, sondern wollte warten, wie sich das Rätsel lösen würde.

Schon in der nächsten Minute wurde die Tür geöffnet, und eine alte Dame trat ein.

„Liebe Tante“, begann das Fräulein, nachdem sie vorgestellt hatte, „dieser Herr hat heute diesen Zettel in einem alten Roman gefunden; wenn ich nicht irre, hast du das geschrieben, nicht wahr?“

Herrn Albert Bräunlich wurde es plötzlich schwarz vor den Augen, das ganze Gebäude seiner kühnen Hoffnungen sank in ein Nichts zusammen.

Inzwischen hatte die alte Dame ihre Brille aufgesetzt und las nun den Inhalt des kleinen Papiers. Dann lächelte sie mit leiser Behmut und sagte mit ihrer milden Stimme:

„Ja, ja, das habe ich einst geschrieben. Aber vor vierzig Jahren. Jetzt dürfte es wohl zu spät sein, mich noch zu entführen. Sie hätten das Papier früher finden müssen! Aber die alte Tante, die mich dereinst gefangen hier festhielt, ist längst begraben, und wie Sie sehen, bin ich nun selbst eine alte Tante geworden!“

Schmeichelnd kam die Nichte heran zu ihr, umfaßte sie und rief: „Aber du bist mir keine Tyrannin geworden, Tanten!“

Herr Bräunlich kam sich jetzt hier überflüssig vor; er nahm seinen Hut, bat um Entschuldigung und wollte sich empfehlen.

Aber Tanten ließ ihn nicht fort; er wurde zu einer Tasse Kaffee eingeladen. Und er blieb.

Und als man erst beim Kaffee saß, wurde die Stimmung so traulich und gemütlich, daß Herr Albert Bräunlich auch noch da blieb, als längst der Kaffee ausgetrunken war.

Tanten erzählte von ihrer Jugend — wie sie einst für die Romane der Mühlbach geschwärmt hatte, und wie sie in schwärmerischer Hoffnung dereinst sehnend auf den Retter gewartet hatte.

Und während Tanten so flott erzählte, beobachtete Herr Albert Bräunlich unausgesetzt das junge Fräulein, an dem er immer neue Reize entdeckte, und dem er schließlich auch ganz kühn den Hof machte.

Als er sich endlich empfahl, lud Tanten ihn ein, bald wieder zu kommen, was er denn auch sofort hochfreut versprach; und als er fort war, fragte die alte Dame ihre Nichte, wie ihr der junge Mann gefallen habe, worauf die Kleine errötend antwortete: „Oh, ganz nett!“

Dazu lächelte Tanten stillvergnügt; bei sich aber dachte sie: Vielleicht blüht der Kleinen das Glück, auf das ich vergebens hoffte!

Und richtig! Herr Albert Bräunlich kam sehr bald wieder, und diesmal blieb er noch länger, weil er es wieder riesig gemütlich fand. Und dann wollte es der Zufall, daß sich die jungen Leute alle Tage trafen; und daß Herr Bräunlich dann stets das Fräulein nach Hause begleitete, war doch ganz selbstverständlich; ebenso selbstverständlich war es dann auch, daß Tanten bat, er möge noch ein wenig dableiben, was der galante junge Mann natürlich nie abschlagen durfte.

Und so kam es, daß man ihn nach und nach wie einen alten Freund und wie zur Familie gehörig betrachtete.

Eines Tages aber, als man wieder beim Kaffee zusammensaß, machte Tanten scheinbar ein Nidergehen, das heißt, sie schloß scheinbar wohl die Augen, schlief aber nicht — und da sah sie dann, wie die beiden jungen Leute, die sich unbeobachtet glaubten, dicht aneinanderrückten und sich küßten.

Da lächelte die alte Dame gütig, machte die Augen vollends auf und sagte: „Ich freue mich, Kinder, daß nun mein Zettel von damals noch einen guten Zweck gehabt hat!“

Und dabei legte sie die Hände der jungen Leute ineinander und drückte ihrer Nichte einen Kuß auf die Stirn.

Die Liebe höret nimmer auf!

Kriegs-Novelle von Marta Jankowski. (Nachdruck verb.)

Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus, hell und frohgemut klang das Lied von den frischen Lippen der Jugendwehr, der die Ehre zuteil geworden war, die ins Feld ziehenden Soldaten bis zum Bahnhof zu begleiten.

Die Töne drangen auch in die stille, kleine Straße, wo an einem Fenster ein blaßes, junges Mädchen lehnte und traurig sinnend den ferner werdenden Klängen lauschte. Wie oft — seit dem 4. August des großen heiligen Jahres 1914, an dem Karl Bettram ausgezogen — hatte sie diese Klänge gehört, die den in Sieg und Tod Ziehenden das letzte Geleit gaben. Und das bunte Bild stand wieder vor ihren Augen — die mit Blumen reichgeschmückten Soldaten und die sie begleitende Menge. Junge Bräute und Frauen gingen mitten im Zuge, Seite an Seite mit dem Liebsten — um noch bis zuletzt ihre Zugehörigkeit zu ihm zu betonen — um ihn bis zur letzten Minute besessen zu haben — ehe sie ihn dem Vaterlande abtreten mußten — vielleicht für immer.

Magda war's damals nicht vergönnt gewesen, Hand in Hand mit dem Liebsten zu gehen, nur von ferne konnte sie ihm folgen. Neben ihm — da schritt sein Vater, der stolze, reiche Handelsherr — da durfte sie, die kleine Musiklehrerin, keinen Teil haben an ihm — sie war ja nur seine heimliche Braut.

Alles war so plötzlich über die beiden gekommen. — Erst beim Abschied wurde es ihnen klar, daß nicht Jugendfreunde, gute ehemalige Spielkameraden auseinandergehen wollten, sondern zwei Menschenkinder, die sich heiß und innig liebten. Da hatte Karl mit seinem Vater gesprochen, aber dieser war hart und schroff geworden, er wolle keine Betteldirnen in sein reiches Haus, — und dann, gleich wieder weich werdend, hatte er Karl gebeten, doch nicht jetzt, wo es vielleicht für immer scheiden hieß, ein fremdes Mädchen zwischen Vater und Sohn zu stellen.

Nun war Magda zwar keine Betteldirne, aber recht arm war sie. Die kleine Pension der Mutter reichte gerade für die allerbescheidensten Ansprüche — und so gab Magda, die zu Lebzeiten ihres Vaters eine gediegene musikalische Ausbildung erhalten hatte — Klavierunterricht.

Ein Zerwürfnis mit dem sonst so gütigen Vater mochte weder Karl noch Magda jetzt herbeiführen — und so mußten sich die beiden gedulden — und heimlich Abschied voneinander nehmen. Sie waren ja beide noch jung — und der Sieg, der Sieg ihres herrlichen Volkes — der brachte wohl auch ihnen den Sieg.

Die Wangen des armen Mädchens aber wurden immer blässer. Sie wußte ja so wenig von dem Liebsten — seit zwei Monaten hatte sie keine Nachricht von ihm erhalten.

Drüben im Nachbarhause — vielleicht gar den stolzen Vater fragen — das brachte sie nicht über sich — und so blieben ihr nur die Zeitungen.

Die Spalten mit den schwarzgeränderten Anzeigen, die den Jammer einer Welt in sich trugen, die durchflogen die armen verweinten Augen hastig und sehen — und ein tiefes Aufatmen folgte dann jedesmal — sein Name war nicht dabei — Gott schütze ihn! Und immer öfter — wie auch heute — stand Magda

Nach einem Weichen begann sie wieder: „Ihre Frau ist schön, sehr schön!“ Ruhig malte er weiter.

„Unbedingt. Oft und lange habe ich ihr Bild betrachtet. Sehr schön ist sie. Aber wäre ich ein Mann und ein Künstler, mein Geschmack wäre sie nicht.“

„Ah, und warum nicht?“

„Sie ist mir — wie soll ich's nennen? — Nun, sagen wir: zu heiligtvoll, zu unnahbar, zu erhaben. Madonnenhaft will ich nicht gerade sagen. Aber dennoch denke ich mir immer, daß man solche Frau mehr anbeten als lieben mußte.“

Schweigend malte er weiter.

Da fragte sie schnell: „Sie sind mir doch hoffentlich nicht böse für meine Offenherzigkeit?“

„Durchaus nicht! Mein Wort darauf!“

„Natürlich geben Sie mir nicht recht!“

„Ich kann es auch nicht.“

Dann wieder ein Schweigen.

Und nun fragte er: „Wie müßte die Frau beschaffen sein, die sich nach Ihrer Meinung als Gattin des Künstlers eignen würde?“

Einen Augenblick sah sie ihn schallhaft an, dann rief sie scherzend: „Nun, zum Beispiel so wie ich!“

Da lachten sie beide. —

Als er mit Francesca zu Mittag speiste, sagte er im Lauf des Gesprächs: „Die Frau Dr. Selberg möchte dich kennen lernen; ich habe sie für morgen zum Frühstück geladen. Ist's dir recht so?“

„Gewiß!“ erwiderte sie sofort.

Innerlich aber erschrak sie leicht. Sie hatte sich gewundert, daß er nie von dieser Frau ein Wort erwähnt hatte, während er ihr sonst doch alles erzählte, was sich im Atelier zugetragen hatte. Zu fragen aber, daran hatte sie nie gedacht, dazu war sie zu stolz.

Während sie stumm auf ihren Teller sah, beobachtete er sie scharf. Dann fragte er zärtlich: „Was ist dir, Kind? Du bist seit einigen Tagen so still. Fehlt dir etwas?“

Ruhig antwortete sie: „Nein, mir fehlt gar nichts.“

„Aber sonst warst du heiter! Wenn ich von der Arbeit kam, hat mich dein Frohsinn aufheitert und gut gestimmt — und jetzt bist du fast einsilbig. Das muß doch einen Grund haben.“

Sie zwang sich zum Lächeln. „Mir fehlt wirklich nichts. Vielleicht nur eine Wolke, die du siehst — sie wird vorübergehen.“

Da umfaßte er sie: „Checca, Kindchen, sei doch ehrlich. Ist es wieder Heimweh?“

„Vielleicht — mag sein — ich weiß es nicht.“

Und dann küßte er sie und bat: „Nach dich doch stark dagegen, Lieb! Wir müssen jetzt doch vorläufig hier leben! Denk nicht so oft an die Heimat und an all die alten Geschichten!“

Sie nickte und versprach es. Was sie aber innerlich traurig machte, das verriet sie nicht, dazu war sie zu stolz, das trug sie mit sich herum und ließ es niemand ahnen. —

Am andern Tag kam die schöne Frau Selberg zum Frühstück. Freundlich ging Francesca ihr entgegen und bewillkommnete sie. Mit sprudelnder Lebenswürdigkeit begrüßte die Frau Doktor sie. — Ein paar höfliche Redensarten hin und her, bis man sich zu Tisch setzte. Die schöne Frau war bei brillanter Laune und ließ das ganze Feuerwerk ihres Geistes und Wises auffladern, fand aber dennoch nebenbei noch immer Zeit und Gelegenheit, eine unauffällige, aufmerksame Beobachterin zu sein.

Francesca aber war befangen, und sie wurde es immer mehr, je lebhafter und geistesprühender die andere wurde; endlich schwieg sie fast ganz.

Als Bruno einen Augenblick abgerufen wurde, fragte Frau Doktor: „Nun, gnädige Frau, wie gefällt es Ihnen in Berlin?“

„Oh, recht gut.“

„Das freut mich“, und scherzend fuhr sie fort: „Eigentlich haben Sie gar keinen so leichten Stand.“

„Wieso meinen Sie, gnädige Frau?“

„Nun, so einen berühmten Mann zu haben, ist oft kein Vergnügen — wenigstens denke ich mir das so!“

„Aber wieso denn?“

„Weil alle Welt ihn doch umschwärmt. Das müssen Sie doch auch merken?“

Francesca lächelte. — „Gewiß merke ich das.“

„Also, Sie sind gar nicht eifersüchtig?“

„Eifersüchtig! O nein!“

„Sie sagen das so verwundert. Ich meine, wenn man einen Mann liebt, muß man ihn doch eifersüchtig beobachten.“

Jetzt hatte Francesca alle ihre Ruhe wieder, denn sie fühlte, daß in diesem Augenblick sie die Stärkere war.

Und mit ganz leichter Ironie sagte die schöne Frau, die sich wütend ärgerte: „Nun ja, meine Gnädigste, Sie müssen Ihren Mann ja auch besser kennen als ich.“

Ihre Blide trafen sich und kündigten an, daß es mit der kurzen Freundschaft bereits wieder aus war.

Dann kam Bruno wieder. Und nun nahm er sich vor, einen Vergleich zwischen beiden anzustellen, aber er kam nicht dazu, denn Frau Doktor empfahl sich sehr bald, da sie noch etwas Wichtiges zu erledigen habe.

Mit gleichender Lebenswürdigkeit ging sie davon.

„Ist sie nicht eine geistprühender, seine Frau?“ fragte Bruno, als sie allein waren.

Ruhig antwortete Francesca: „Hätte sie so viel Herz und Gemüt, wie sie heute Geist entwickelt hat, dann wäre sie mir lieber!“

Erstaunt sah er auf. Dann meinte er: „Wenn du fortjähst, alle meine Bilderläufer so scharf unter die Lupe zu nehmen, werde ich wohl bald keine mehr haben.“ — Es sollte scherzhaft klingen, aber es hatte einen recht ernstlichen Nebenlang.

Und sie antwortete nichts darauf.

11.

Ende September wurde die Kunstausstellung geschlossen. Und kurz vorher war Bruno durch die Verleihung der großen goldenen Medaille ausgezeichnet worden. — Es war ein neues Blatt an seinem Ruhmestranze. Wieder brachten die Zeitungen sein Bild und Artikel über ihn. Und wieder wurde er überlaufen von seinen vielen Bekannten und Verehrern. — Aber auch ein Gutes war dabei. Es gab wieder eine Menge neuer Aufträge.

Scherzend sagte Bruno zu Francesca: „Das Geschäft geht so gut, daß ich mir gleich ein paar Gehülfen einstellen könnte, um all die neuen Bestellungen prompt zu liefern.“ Doch im Ernst fügte er dann hinzu: „In der Tat, ich bin auf absehbare Zeit hinaus vollauf beschäftigt.“

Und die Folge davon war, daß er von nun an noch eifriger und anhaltender arbeitete wie bisher.

Mit heimlicher Angst und zunehmender Bekümmernis sah Francesca das alles mit an. Sie wußte, daß sie nichts daran ändern konnte, und darum ertrug sie alles schweigend und geduldig.

Oft sah sie ihn kaum ein paar Minuten des Tages; sogar die Mahlzeiten nahm er draußen ein, wenn er außer dem Hause malte.

Allein war sie, ganz allein, und nun hatte sie Zeit, über ihre Lage nachzudenken. Das aber durfte sie kaum mehr, denn wenn sie anfang, zu denken, überkam sie eine tiefe, wehe Traurigkeit, denn von all ihren Liebesträumen und Hoffnungen hatte sich ja fast nichts erfüllt.

Allein war sie, ganz allein, und eine bange Sehnsucht nach ihrer schönen, stillen Heimat überkam sie. Was gingen sie alle diese fremden Menschen an, die sie nicht verstand und von denen auch sie nicht verstanden wurde! Dem einen zuliebe hatte sie ja alles getan! Aber nun wandte sich auch dieser eine von ihr, ließ sie allein und einsam, sich selbst überlassen, zu Hause sitzen und vergrämen! — Zum Weinen traurig war sie oft, wenn sie über alles nachdachte. — Und sie fühlte es auch ganz deutlich, daß es etwas gab, worüber sie in letzter Linie sich nicht einig waren, was sie innerlich fremd werden ließ, was sie mehr und mehr trennte. — Vielleicht hätte eine Ansprache, ein paar liebevolle Worte schon hingereicht, alles wieder klar zu machen. Wer aber sollte diese Worte sprechen? Er tat es nicht, er nahm sich gar nicht die Mühe, ernsthaft darüber nachzudenken, er war mit seiner Sache viel zu viel beschäftigt. Sie aber, sie konnte es nicht, nein, sie konnte es nicht über sich gewinnen, bittend zu ihm zu gehen — sie fühlte, daß er ihr nicht mehr mit der gleichen, hingebenden Liebe entgegenkam, sie fühlte sich leicht vernachlässigt, — und deshalb konnte sie nicht zu ihm sprechen, ihr Stolz, ihre Selbstachtung ließ es nicht zu — da er anfang, sie zu verschmähen, konnte sie nicht kommen, sich ihm von neuem antragen, nein, das konnte sie nicht!

Was aber sollte werden? Wohin sollte das alles führen? Sie wußte es nicht. Aber mit Grausen dachte sie daran, denn besser wurde es ja nicht.

Noch immer kam Frau Doktor Selberg. Das Bild wurde und wurde nicht fertig. Mit jedem Tage entdeckte Bruno neue Linien und neue Feinheiten in dem Gesicht der schönen Frau, und immer von neuem begann er, leicht zu ändern und zu bessern.

Eines Tages aber machte er energisch Schluß, denn er merkte, daß es von dem vielen Ändern nicht besser wurde.

„Das Bild ist fertig, meine Gnädigste“, erklärte er.

Neugierig trat sie zu ihm hin und betrachtete ihr Porträt.

„Nun, sind Sie zufrieden damit?“

Entzückt war sie und innig dankbar reichte sie ihm die Hand, die er galant und zärtlich küßte.

Am nächsten Tage brachte sie ihm das Honorar.

„Und als Ehrensold“, sagte sie, „gestatte ich mir, Ihnen hier diese Kleinigkeit zu überreichen; bitte, betrachten Sie es als ein Andenken an mich.“ Damit legte sie einen kleinen goldenen Lorbeerkranz in seine Hand.

Da fragte sie lächelnd: „Also macht Ihnen die kleine Über-

raschung wirklich Freude?“

„Ich bin direkt entzückt, meine Gnädigste!“ rief er begeistert, „das ist ja ein fürstliches Geschenk! Wie soll ich mich denn jemals dafür erkenntlich zeigen?“

Sie lächelte kokett, grazios. — „Wie sollen Sie das tun. Es ist auch gar kein Geschenk, es ist eine Anerkennung für Ihre hehre Kunst! Was Sie mir da in dem Bilde gegeben haben, das ist viel mehr wert! Wenn Sie sich aber absolut erkenntlich zeigen wollen, nun gut, dann schenken Sie mir nur dauernd Ihre Freundschaft, lassen Sie uns recht gute Freunde sein!“

„Ich bin Ihr Freund!“ Und in ehrlicher Begeisterung reichte er ihr die Hand.

Langsam legte sie ihre Hand in die seinige, und mit einem langen Blick sah sie ihn an. Dann schlug die elektrische Glode an.

Fremde Menschen kamen. Damit war die Unterredung zu Ende.

Stumm, mit innigem Grusse, ging sie von ihm. —

Eine Stunde später zeigte er seiner Frau den goldenen Lorbeerfranz. „Siehst du, wie nett die Frau ist! So sorgt sie für den Ruhm meines Mannes!“ rief er heiter.

Es sollte dies wie ein Scherz klingen, aber sie hörte doch, daß ein gut Teil Eitelkeit in dem Ton der Worte lag. Das tat ihr weh.

Als sie aber sah, wie stolz und unbändig er sich über den goldenen Kranz freute, da mußte sie an jene Zeit in Arco denken, als er noch an einem duftenden Blütenzweig, den sie ihm brachte, so herzlichste, reine Freude gefunden hatte, viel reiner, viel herzlicher als jetzt. Das tat ihr sehr weh.

Die Wintersaison begann. Kon- sul Bertram eröffnete sie mit einem großen Fest, das besonders glanzvoll werden sollte, denn es sollte gewissermaßen die Einweihung des berühmten „Sehnsuchts“-Bildes gefeiert werden, das jetzt, nach Schluß der Ausstellung, in die Villa Bertram übergesiedelt war.

Eine Menge Menschen war geladen, alles, was nur irgendwie einen Namen von Klang hatte, sollte diesmal dabei sein. —

Als Bruno seiner Frau die Einladung bei dem Morgenlaffee zureichte, bat ihn Francesca innig und flehend: „Bitte, geh' du allein, laß mich zu Hause.“

Er war so erschauert darüber, daß er sie mit starrem Ernst sprachlos anblickte. — Vor seinem Gesichtsausdruck erschrak sie fast.

„Das ist doch wohl nicht dein Ernst?“ fragte er. „Doch, Bruno, erweise mir die Liebe, und laß mich hier!“

Das begriff er nicht. Schon kam der Arger in ihm hoch, doch noch hielt er an sich.

„Das wäre ja fast rücksichtslos, denn gerade dieses Fest wird doch uns zu Ehren gegeben; wie du weißt, will der Konsul zum ersten Male seinen Gästen das neue Bild zeigen.“

„Und dazu muß ich dabei sein?“ Ganz ruhig fragte sie es.

(Fortsetzung folgt.)

Ein glücklicher Zufall.

Eine lustige Geschichte von Paul Blis. (Nachdruck verboten.)

Herr Albert Bräunlich war wie- der einmal, wie so oft schon, in arger Geldverlegenheit. Erregt lief er hin und her, fuhr sich mit der Hand durch das lockige braune Haar und zermarterte sich das Hirn, wie er es nur möglich machen sollte, seinen vielen und dringenden Verpflichtungen gerecht zu werden.

Endlich warf er sich mühsam auf das alte Sofa. Er wußte keinen Rat, wie er sich diesmal Hilfe und Beistand schaffen sollte. Und nun lag er verärgert und verbittert da und haberte mit dem Geschick, das ihm so böse mißfiel.

Plötzlich griff er nach dem alten Buche, das neben dem Sofa auf dem Boden lag. Es war ein Band aus der Leihbibliothek, ein vergessener Roman von Luise Mühlbach, den ihm seine Wirtin aus der Buchhandlung geholt hatte; in diesem

Buche hatte er vorher ein paar Seiten gelesen; als ihm die Sache aber zu langweilig wurde, hatte er sich geärgert, daß er dies törichte Buch von der Wirtin sich hatte aufschwatzen lassen, und dann war der dicke Band in die Ecke geflogen. Nun hob er ihn auf, um ihn zurückschicken.

Und eben, als er den vergilbten und verstaubten Band aus der Hand legen wollte, bemerkte er, daß aus der Mitte des Buches ein Zettelchen herauslugte; halb mechanisch zog er das kleine Papier hervor und las ganz erschauert:

„Ich bin eine Optimistin. Ich will meine Hoffnung auf einen glücklichen Zufall setzen. Vielleicht findet ein junger Mann diesen Zettel, und vielleicht hat dieser junge Mann den Mut, mich zu befreien.“

Ich lebe und leide unter der Tyrannei einer Tante. Ich möchte gar zu gerne heiraten, aber ich lerne fast gar keine Männer kennen, weil die Tante mich mit Argusaugen bewacht. Ich bin eine „gute Partie“ und ich glaube wohl, daß ich einen Mann recht



Der Krieg in den Dolomiten: Fernsprechanstalt. (Mit Text.)



Der Krieg in den Dolomiten: Patrouille bringt einen verwundeten Kameraden zurück. (Mit Text.)



Altes Stadttor und Brücke in Verdun. (Mit Text.)

glücklich machen könnte. Wenn sich also ein Mutiger findet, so



Ein neuer Ritter des Ordens „Pour le mérite“.

(Mit Text.)

möge er nur vertrauensvoll nach der Marienstraße Nr. 3 kommen und dort im Parterre nach Fräulein Lydia Ebersbach fragen; — bitte aber nur in der Zeit von zwei bis drei Uhr, weil dann die Tante schläft. Ich hoffe!“

Als nun Herr Albert Bräunlich diese Zeilen las, mußte er zunächst trotz seiner grämlichen Stimmung lächeln über den Ull; denn etwas anderes konnte es doch nicht sein.



Herr v. d. Busche, Deutschlands Gesandter in Bulgareh, der das deutsch-rumänische Wirtschaftsbündnis aufstande brachte.

lich die Klingel zog, zitterte seine Hand so stark, daß er alle Kraft zusammennehmen mußte, um Herr der Situation zu bleiben. Ein älteres Dienstmädchen öffnete und fragte nach seinen Wünschen.

„Ich möchte Fräulein Ebersbach sprechen, bitte, hier ist meine Karte“, sagte er so ruhig, als es ihm möglich war. „Das junge oder das alte Fräulein?“ fragte die Magd, indem sie ihn ein wenig erstaunt musterte. Kurz entschlossen antwortete er nur: „Fräulein Lydia Ebersbach, bitte.“

Jetzt lächelte die Magd ein wenig: „So heißen beide Damen, die Tante und die Nichte.“

„Also bitte, melden Sie mich dem jungen Fräulein und sagen Sie, bitte, ich käme von wegen des Mühlbachschen Romans.“



Franz. Feldgeistlicher in Felduniform, wie sie bei der Ausföhrung der geistlichen Pflichten im französischen Heere getragen wird.

sein. Dann aber, als er den Inhalt noch einmal durchflog, fesselte ihn die Raivität, die ihm ganz echt zu sein schien, und da durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke: Und wenn es nun kein Ull, sondern ernst gemeint wäre! Nun sprang er wie elektrisiert auf und eilte an den Schreibtisch, wo in einem Seitensack das dicke Adreßbuch lag. Mit zitternden Fingern blätterte er die Seiten um, bis er sein Ziel erreicht hatte — und siehe, da stand wirklich schwarz



Deutsche Soldaten und Polen als Zimmerleute. Aufnahmen von Gebr. Haeckel.

